TEXT
MATHIAS PLÜSS
BILDER
ANOUSH ABRAR

JACQUES DUBOCHET (75) aus dem Waadtland ist ein Mensch wie du und ich. Und gerade darum vielleicht der ungewöhnlichste Nobelpreisträger, den man sich vorstellen kann. Mit unserem Autor hat er eine kleine Zugfahrt gemacht.

Es ist derzeit nicht leicht, an Jacques Dubochet heranzukommen. Ist man aber einmal bei ihm, so hat man ihn ganz für sich. Nicht nur lässt er sich keine Sekunde ablenken – er interessiert sich auch für sein Gegenüber. Er pflegt Kolleginnen und Kollegen aus allen möglichen Disziplinen zu sich zum Essen einzuladen und mit Fragen zu löchern. Zu mir sagt er, als wir auf dem Weg zur Metro in Lausanne sind: «Und was sind Sie für ein Mensch?»

Dubochet ist 1942 in Aigle VD geboren. Er wuchs im Wallis und im Waadtland auf. In der Schule hatte er Mühe, konnte aber dank verständnisvoller Lehrer die Matura machen. Er studierte Physik und wechselte dann zur Biologie. Die Stationen seiner Karriere waren Lausanne, Genf, Basel, Heidelberg. Von 1987 bis 2007 war er Professor für Biophysik an der Universität Lausanne. Er ist mit einer Basler Künstlerin verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. Auch nach seiner Emeritierung engagiert er sich weiterhin: zum Beispiel im von ihm entwickelten Studienprogramm «Biologie und Gesellschaft», aber auch als Lokalpolitiker der SP an seinem Wohnort Morges VD. ⟶

«ICH VERSTEHE NICHTS VON CHEMIE»

In der Schule Probleme, heute Nobelpreisträger: Jacques Dubochet aus Morges VD.

Anfang Oktober gab das Stockholmer Nobelpreiskomitee bekannt, dass Jacques Dubochet den Chemie-Nobelpreis 2017 bekommt – zusammen mit dem Schotten Richard Henderson und dem Deutsch-Amerikaner Joachim Frank. Die drei waren entscheidend beteiligt an der Entwicklung der sogenannten Kryo-Elektronenmikroskopie. Das griechische «kryos» bedeutet «kalt». Das Elektronenmikroskop funktioniert ähnlich wie gewöhnliche Mikroskope, nur kann es noch viel kleinere Dinge sichtbar machen. Es wurde schon 1931 erfunden, hat aber beim Einsatz in der Biologie seine Tücken: Damit Biomoleküle ihre Form behalten, müssen sie in Wasser gelöst sein – dieses verdampft aber im Vakuum des Elektronenmikroskops. Darum verfiel man auf die Idee, die Proben zu gefrieren. Doch Eiskristalle stören die Elektronen, das Mikroskop liefert unpräzise Bilder. Dubochet und sein Team fanden die Lösung: Sie entwickelten eine Technik, Wasser stark abzukühlen, ohne dass sich Kristalle bilden. Dank diesem Trick funktioniert die Elektronenmikroskopie auch mit biologischem Material einwandfrei. 1984 gelang es Dubochet erstmals, Viren abzubilden. Die Technologie hat in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht. So haben Forscher jüngst die Struktur des Zika-Virus detailliert sichtbar gemacht, sodass man jetzt nach Medikamenten suchen kann.

Herr Dubochet, wird man ein anderer Mensch, wenn man den Nobelpreis bekommt?

Jacques Dubochet: Genau das hat meine Frau heute Morgen gesagt. Sie findet, ich hätte mich verändert. Ich habe geantwortet: Hoffentlich nicht. Ich glaube, ich bin immer noch derselbe.

Aber das Leben ist ein anderes?

Das schon. Ich werde überflutet. In den ersten drei Tagen nach dem Preis wurde mein Lebenslauf hunderttausendmal angeschaut. Bis vor einem Monat war ich ein hundsgewöhnlicher Wissenschaftler. Dann kommt dieses Ding, und plötzlich bin ich eine Stimme. Egal, was ich sage, man hört mir zu.

Ist doch schön.

Ja, aber es ist auch ein Problem. Meine Glaubwürdigkeit basiert nicht mehr auf meinem Fachwissen, sondern auf der Macht, die mir der Nobelpreis verleiht. Ich möchte aber kein Machtmensch sein. Ich will schon, dass man mir zuhört. Aber man soll meine Aussagen als Diskussionsbeiträge verstehen und nicht als die reine Wahrheit eines Weisen.

Im Französischen gibt es den Ausdruck «La Maladie du Nobel», die Nobelpreis-Krankheit. Damit ist die Tendenz gewisser Preisträger gemeint, sich zu Dingen zu äussern, die ausserhalb ihrer Kompetenz liegen, oder gar pseudowissenschaftliche Theorien zu entwickeln.

Eben davon spreche ich. Ich hoffe, dieses Virus erwischt mich nicht.

Es ist erstaunlich, auf welche Abwege manche Nobelpreisträger geraten sind. Philipp Lenard erfand die haarsträubende «Deutsche Physik» der Nazis, Linus Pauling propagierte den Konsum von Unmengen von Vitamin C …

… auch Luc Montagnier, der Entdecker des Aids-Virus, entwickelte sehr bizarre Ideen. Er glaubt jetzt, dass die DNA sprechen kann.

Er will beobachtet haben, dass Lebewesen mittels Strahlen der DNA insgeheim kommunizieren.

Ich habe schon öfter objektive Experimente zur Klärung vorgeschlagen, wenn ich auf Leute gestossen bin, die sehr aussergewöhnliche Dinge beobachtet haben wollten. Das ist ein kleines Privatvergnügen von mir. In zwei Fällen ist es dazu gekommen, dass das Experiment tatsächlich durchgeführt wurde, natürlich mit negativem Resultat. Aber das Perfide ist, dass Sie damit niemanden überzeugen. Die Leute sagen dann Dinge wie: «Es hat nicht funktioniert, weil der Mond ungünstig stand.» Wenn man etwas unbedingt glauben will, findet man immer eine Ausrede.

Aber Forscher müssen doch offen sein für Neues. Wo hört denn die Wissenschaft auf, wo fängt die Pseudowissenschaft an?

Es ist klar, dass nicht immer alles richtig ist, was man sich ausdenkt. Ideen müssen mutig sein, sonst taugen sie nicht viel. Wer eine neue Theorie vorschlägt, geht also ein Risiko ein, und es ist nichts Ehrenrühriges falschzuliegen. Das Problem beginnt, wenn man es zu weit treibt und die Kritikfähigkeit verliert. Der Grat zwischen konstruktiver und überbordender Fantasie ist schmal.

Wie findet man den richtigen Weg?

Das ist das Handwerk des Wissenschaftlers. Wissen Sie, ich habe in meinem Leben Riesendummheiten gemacht. Fantastische Dummheiten! Nicht lange vor der Nobelpreis-Arbeit habe ich mit einem Kollegen eine Idee entwickelt, die sich zwei Jahre später als falsch herausstellte. Wir waren zu enthusiastisch, zu erfolgshungrig. Es ist aber auch nicht einfach.

Was ist nicht einfach?

Wenn ein Wissenschaftler eine schöne Idee hat, muss er alles unternehmen, um sie zu widerlegen. Erst wenn er seine Idee von allen Seiten abgeklopft hat, darf er zum Schluss kommen, dass sie womöglich stimmt. Das ist die wissenschaftliche Methode – aber sie ist komplett unmenschlich. Wer eine Idee hat, will doch, dass sie richtig ist! Da besteht ein Konflikt.

Kann man nicht auch zu skeptisch, zu kritisch sein?

Natürlich. Ich persönlich war aber immer ein wenig zu optimistisch.

In der Wissenschaft oder ganz generell?

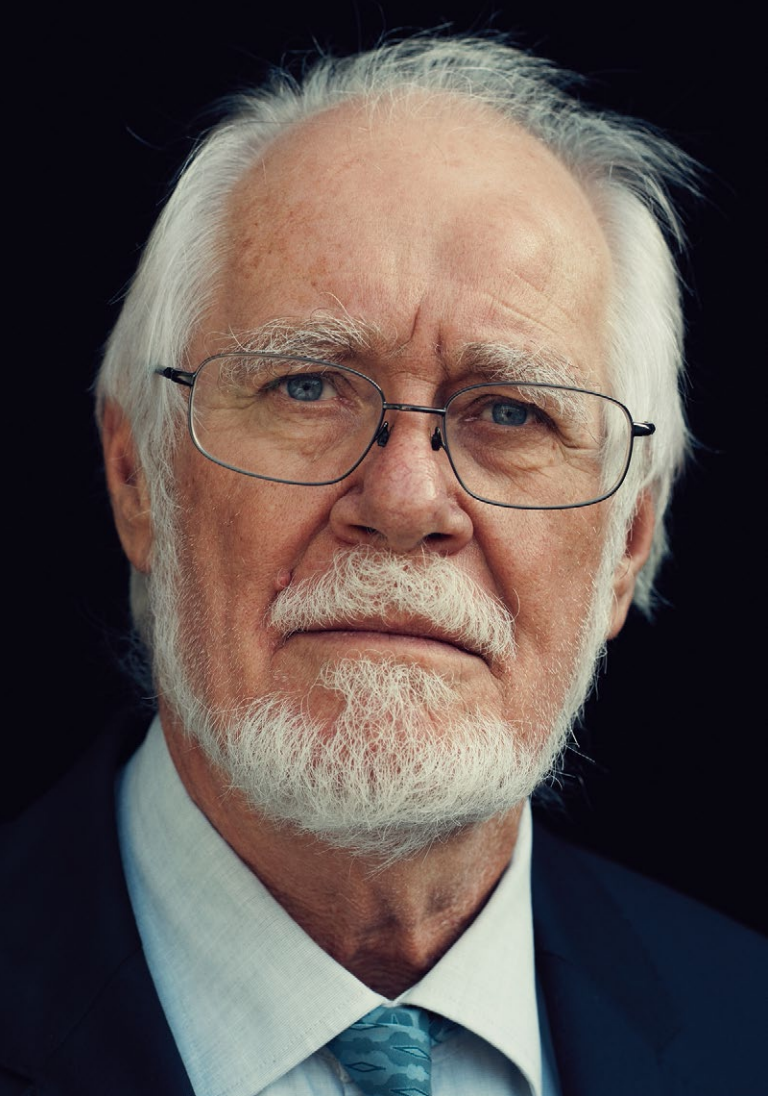
Beides. Das Leben hat es aber auch sehr gut mit mir gemeint. Mein erster Lohn betrug weniger als tausend Franken, aber für mich war das damals viel. Während meines ganzen Berufslebens ist der Lohn gestiegen, und meine Forschung wurde stets grosszügig unterstützt. Ist das nicht wunderbar?

Gewiss.

Und woher kommt dieses Geld? Von Ihnen!

Von mir?

Von Ihren Steuern, Monsieur! Mich hat immer die öffentliche Hand ernährt. Vielen Dank! Vielen Dank für Ihre Steuern! Es sind auch die Steuerzahler, die mit diesem Nobelpreis ausgezeichnet werden.



Sie haben immer wieder intensiven Kontakt gepflegt mit Menschen ausserhalb Ihres Fachgebiets, etwa mit dem Anthropologen Jeremy Narby, der teilweise esoterische Positionen vertritt. Warum?

Ich finde, man muss das Gespräch suchen. Mit allen. Ich bin zum Beispiel ein strikter Atheist – ich habe keinen Zweifel, dass Gott nicht existiert. Aber die Religion interessiert mich sehr. Genauso wie wir eine Hand zum Greifen haben, sind wir auch mit einer Neigung zum Übersinnlichen ausgestattet. In der Entwicklung des Menschen war das etwas Entscheidendes. Und darum darf man die Religion auch nicht verdammen, wie es der englische Biologe Richard Dawkins tut. Vielmehr soll man sie achten.

Es soll ja auch Biologen geben, sogar Evolutionsbiologen, die zugleich tiefgläubig sind.

Ja, das ist erstaunlich. Nicht wahr, in der Evolution gibt es keine Richtung, kein Ziel. Wenn man das akzeptiert und gleichzeitig gläubig ist, dann folgt daraus, dass der liebe Gott bloss den Startschuss gegeben hat und nachher in die Ferien gefahren ist. Ich weiss nicht, ob das eine befriedigende Vorstellung ist.

Wenn das Religiöse, wie Sie sagen, ein Teil der menschlichen Natur ist, warum gibt es denn Leute wie Sie, die an nichts glauben?

Das ist das Wunder der Lebewesen: die Vielfalt! Die Verschiedenartigkeit der Menschen ist etwas Grossartiges. Ich habe nach meiner Emeritierung begonnen, jungen Migranten Mathematikunterricht zu geben. Da sitze ich also einem fünfzehnjährigen, unbegleiteten Afghanen gegenüber, der hier ganz verloren ist. Viel verschiedener können zwei Personen gar nicht sein – und trotzdem rechnen wir eine Stunde zusammen, und es geht sehr gut. Das ist wunderbar.

> «Es ist klar, dass nicht immer alles richtig ist, was man sich ausdenkt. Ideen müssen mutig sein, sonst taugen sie nicht viel.»

Wollen Sie das auch als Nobelpreisträger machen?

Unbedingt. Es ist das Befriedigendste, was ich seit meinem Weggang von der Universität gemacht habe.

Lassen Sie uns von Ihrer Nobelpreis-Arbeit sprechen. An der Pressekonferenz in Lausanne haben Sie scherzhaft gesagt, Sie hätten «das kalte Wasser» entdeckt. Was meinten Sie damit?

Wir haben eine Methode entwickelt, Wasser so schnell abzukühlen, dass sich keine Eiskristalle bilden. Übrigens haben wir im Nachhinein erfahren, dass wir gar nicht die Ersten waren: Ein Team aus Innsbruck hatte das schon vor uns beobachtet. Unser Vorteil war, dass wir ein handliches Verfahren hatten, das wir bald benutzen konnten, um Viren und Proteine unter dem Elektronenmikroskop zu beobachten.

Das erinnert mich an Edison, der die Glühbirne ja auch nicht erfunden, aber brauchbar gemacht hat.

Ja, unsere Methode geht einfach und schnell. Aber die Mathematik und die Apparatur dahinter, die sind kompliziert.

Das gekühlte Wasser gerät in einen seltsamen Zustand: Es wird zu einer Art Glas – man sagt, es vitrifiziert. An der Pressekonferenz haben Sie gesagt, man habe die Natur dieses vitrifizierten Wassers noch nicht verstanden.

Die Physik dahinter ist tatsächlich immer noch ein Rätsel. Darum kann ich auch sehr gut verstehen, dass die Zeitschrift «Nature» unsere Arbeit zunächst abgelehnt hat – mit dem hübschen Satz «You can't bend nature», man kann die Natur nicht verbiegen. Ich bin überzeugt: Für die Lösung dieses Rätsels wird es einen weiteren Nobelpreis geben.

Wo steht die Kryo-Elektronenmikroskopie heute?

Es gab wahnsinnige Fortschritte in den letzten dreissig Jahren. Die Auflösung ist heute zehnmal besser, was bedeutet, dass die Informationsdichte tausend-

mal grösser ist als damals. Und in den letzten vier Jahren gab es nochmals einen Qualitätssprung: Wir können jetzt einzelne Atome beobachten, können zuschauen, wie Wirkstoffe an Proteine andocken – mit einem Wort: Wir sehen die Chemie. Es ist übrigens sehr lustig, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben …

Bitte.

Alle drei Chemie-Nobelpreisträger dieses Jahres sind Physiker, die in der Biologie arbeiteten. Und alle drei – nein, hier darf ich nicht für die anderen sprechen, aber zumindest ich für meinen Teil kann sagen: Von Chemie verstehe ich nichts.

Der Chemie-Nobelpreisträger versteht nichts von Chemie?

Man könnte sagen, ich habe das Niveau meiner Inkompetenz erreicht. Aber diese Geschichte zeigt noch etwas anderes: Sie illustriert auf bemerkenswerte Weise die Einheit der Wissenschaft.

Sie hatten Wirkstoffe erwähnt. Dürfen wir dank Ihrer Entdeckung auf neue Medikamente hoffen?

Es gibt etwa zehn Nervenkrankheiten, an denen sogenannte Tangles beteiligt sind – die bekanntesten sind Alzheimer und Parkinson. Tangles sind Proteinklümpchen im Gehirn: Man weiss nicht genau, was sie bewirken, aber wir brauchen ihre Struktur, um die Krankheiten besser zu verstehen. Vor sehr kurzer Zeit haben wir nun dank der Kryo-Elektronenmikroskopie erstmals die Parkinson-Tangles sehen können. Und wenn man die Struktur hat, kann man vielleicht ein Molekül entwickeln, das sie angreift. Das heisst nicht, dass es schon bald ein Medikament geben wird, aber es ist immerhin ein Ansatzpunkt.

Sie haben sich auch schon skeptisch geäussert, was die Biotechnologie betrifft.

Ich bin nicht skeptisch, ich bin beunruhigt. Wir sind sehr gut darin, uns Kenntnisse anzueignen, aber viel weniger gut darin, damit umzugehen. Die Biotechnologie eröffnet ungeahnte Möglichkeiten, doch ich habe kein Vertrauen, dass die Pharmaindustrie etwas Gutes daraus macht. Schauen Sie doch nur, was mit CRISPR/Cas passiert.

Eine neue Methode zur gezielten Genveränderung.

Ja. Kaum entdeckt, streiten sie sich schon darum, wer damit die Kohle machen darf. Es ist wirklich schlecht angelaufen.

«Ich habe sechs oder sieben Jahre lang eine Psychoanalyse gemacht, da wälzt man solche Fragen natürlich hin und her.»

Was schlagen Sie vor?

Die Weltgesundheitsorganisation WHO sollte das Steuer übernehmen. Wenn ein neues Medikament entdeckt wird, wie neulich gegen Hepatitis C, dürfen wir das nicht einer Firma überlassen, die daraus nur Profit zieht. Die WHO sollte die Rechte aufkaufen oder auch einfach übernehmen und dann die Verteilung steuern.

Ist das realistisch?

Warum nicht? Es ist vielleicht eine Utopie, aber wir brauchen Utopien. In meinem Verständnis ist das Wissen der Menschheit ein öffentliches Gut, und darum sollte es eine weltweite Organisation geben, die es verwaltet – gerade auch angesichts der gewaltigen Umbrüche unserer Zeit wie etwa des Klimawandels.

Weltorganisationen in Ehren, aber müssten wir beim Klimawandel nicht vielmehr endlich zu handeln beginnen?

Aber ja! Man müsste sehr rasch und hart handeln.

Auf einer persönlichen Ebene ist bei vielen Menschen aber noch kaum eine Verhaltensänderung zu erkennen.

Meine Frau und ich machen so viel wie möglich mit dem Velo, und wir teilen uns ein Auto mit den Nachbarn. Aber klar, wir konsumieren auch, ich will mich nicht als Vorbild hinstellen. Wir alle müssten uns viel, viel mehr anstrengen.

Sind Sie optimistisch?

Ich halte es mit Gramsci: Ich habe den Pessimismus des Verstandes, aber den Optimismus des Willens. Es braucht sehr viel Willen jetzt, damit die Welt nicht zugrunde geht.

Sie haben mal gesagt, für einen Menschen gebe es keine bessere Zeit zu leben als die unsrige.

Das war vor zwanzig oder dreissig Jahren. Jetzt ist es schon schwieriger. Meine Kinder werden vermutlich ein härteres Leben haben als ich.

Die Gesprächszeit ist um – Jacques Dubochet hat einen Termin in Bern. Aber er willigt sofort ein, als ich vorschlage, im Zug mit ihm mitzufahren und das Interview fortzusetzen. Nur meine Frage, ob er erste oder zweite Klasse reist, scheint ihn zu irritieren: Ein Sozialist alter Schule fährt zweite Klasse, Nobelpreis hin oder her. Zu Anzug und Krawatte, die er wegen des Berner Termins trägt, setzt er einen Kontrast, indem er nun ein Wollkäppi und einen Rucksack anzieht. Wir gehen über die Terrasse der Lausanner Uni, die Sicht auf Berge und See ist herrlich. Der Mont Blanc, den er auch aus dem Bürofenster sehe, habe eine beruhigende Wirkung auf ihn, weil er ihn einst bestiegen habe, sagt Dubochet. Das Meistern sei seine Methode, die Furcht zu verlieren. Die Angst vor der Nacht überwand er als Kind, indem er sich vorstellte, wie sich sein Aufenthaltsort auf der Erde in den Schatten bewegt und am nächsten Morgen wieder daraus auftaucht. Mit der Empfehlung des Priesters, Heiligenbilder unters Bett zu legen, konnte der kleine Jacques hingegen nichts anfangen.

Sie machen Politik für die SP.

Ich sitze im Gemeindeparlament von Morges. Als einer von hundert.

Nun sind doch die Probleme der Wissenschaft die einfacheren, denn sie sind lösbar.

Normalerweise macht man Fortschritte, ja.

Die politischen Probleme hingegen, beispielsweise der Verkehr in Morges, mit dem Sie sich befassen, sind die wahren Probleme, denn es gibt keine Lösung.

Das ist nicht wahr. Natürlich gibt es Lösungen!

Freut mich, das zu hören.

Wir haben viel zu viele Autos in Morges. Jetzt will der Bund eine Umfahrungsautobahn bauen, die natürlich noch mehr Verkehr anziehen wird. Wir müssen aufhören damit. Ich habe mich einmal an die Autobahn gestellt und gezählt: In jedem Auto sassen im Schnitt 1,2 Personen. Was für eine Verschwendung! Setzen wir drei Personen in jede Kiste, und das Problem ist gelöst. Das wäre auch sozial sinnvoll, denn vielleicht würden die Leute endlich beginnen, miteinander zu reden.

Wie wollen Sie die Autofahrer dazu bringen mitzumachen?

Man müsste sie schon ein wenig schubsen. Meine grosse Hoffnung sind die selbstfahrenden Fahrzeuge. Künftig werden wir kein eigenes Auto mehr haben, sondern per iPhone eines bestellen, wenn wir es brauchen. Es gäbe weniger Autos, der Stau wäre weg, und aus den Parkplätzen könnten wir Gärten machen.

Stimmt es, dass Sie 1968 Totenkopf-Plakate gegen den Genfer Autosalon aufhängten?

Ganz genau. Die besondere Note lag darin, dass mein Papa zu jener Zeit Chef des Büros für Autobahnen des Kantons Waadt war.

Eine Form des Protests gegen die Eltern?

Ich habe sechs oder sieben Jahre lang eine Psychoanalyse gemacht, da wälzt man solche Fragen natürlich hin und her. Aber ich glaube nicht. Meine Eltern waren gute Leute, nicht links, aber liberal im historischen Wortsinn. Sozial sehr engagiert, das ist in der Familie geblieben. Wir haben zu Hause oft Personen aufgenommen, die in Schwierigkeiten steckten.

Sie sind Legastheniker, hatten schlechte Noten. Kann das Überwinden solcher Hindernisse dabei helfen, am Ende einen Nobelpreis zu gewinnen?

Ich glaube nicht, dass es besonders viele Hindernisse gab in meinem Leben. Stimmt, ich hatte Mühe mit der Rechtschreibung und mit den Vokabeln, das hätte schiefgehen können. Aber ich hatte Glück, weil der Direktor mir trotzdem erlaubte, an der Schule zu bleiben. Und ich hatte verständnisvolle, liebende Eltern. Schauen Sie, meine Frau und ich haben eine junge Somalierin aufgenommen, die nun seit zwei Jahren bei uns zu Hause wohnt. Stellen Sie sich mal vor, was für Hindernisse *sie* zu überwinden hatte in ihrem Leben! Das ist überhaupt nicht vergleichbar.

Der Kondukteur tritt auf. Jacques Dubochet beginnt in seinem Portemonnaie hektisch nach dem Billett zu suchen. ⟶

Mein cewe fotobuch
Mein Leben

Ihr ganz persönliches Weihnachtsgeschenk: ein CEWE FOTOBUCH

Verschenken Sie zu Weihnachten Erinnerungen

für ein CEWE FOTOBUCH Gutscheincode **4698**

Fr. 10.– Gutschein*

*Gültig bis 4.12.2017 für alle CEWE FOTOBUCH Varianten ab einem Mindestwarenwert von Fr. 40.–. Nur einmal pro E-Mail-Adresse einlösbar. Nicht kumulierbar.

MIGROS
PHOTO SERVICE

Wo ist es denn? Das hier ist es nicht. Was habe ich bloss damit gemacht? Oh, là, là, ich habe tatsächlich vergessen, ein Billett zu lösen!

Der Kondukteur stellt Dubochet ein Billett aus. Ohne den vorschriftsgemässen Zuschlag von neunzig Franken.

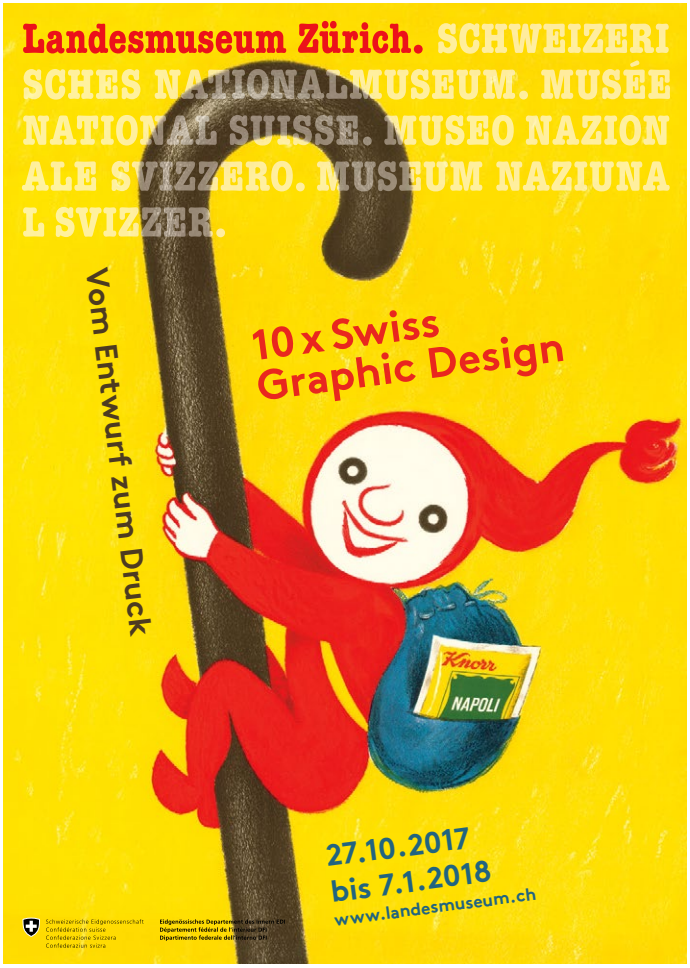
Sie verrechnen mir keinen Zuschlag, das ist sehr nett. Vielen Dank! Und Entschuldigung! Sie haben heute Gutes getan.

Der Kondukteur tritt ab.

Wissen Sie, meine Frau und ich hatten zehn Jahre lang ein Generalabonnement. Aber es hat nicht mehr rentiert. Schade – wenn ich gewusst hätte, dass der Nobelpreis kommt, hätte ich es behalten. Aber machen wir doch weiter.

Sie haben in Ihrem Blog geschrieben, dass Sie einen «Discours privé» pflegen, also eine Art Selbstgespräch. Und zwar am liebsten im Halbschlaf und beim Wandern. Entwickeln Sie dabei Ihre Ideen?

Durchaus. Die Leute glauben, man könne Erkenntnisse direkt aus den Gleichungen ableiten, aber das ist lächerlich. Nietzsche hat dazu sehr schöne Dinge gesagt – er gehe spazieren, um Ideen zu haben, und versuche sie dann festzuhalten, damit sie nicht entwischen, bevor er ins Büro zurückkehre. Das kommt der Wirklichkeit sehr nahe. Ich persönlich habe meine besten Ideen unter der Dusche.



«Mich dünkt, Sie sind ein eher atypischer Wissenschaftler.» – «Das sagen jetzt alle. Mein Spezialgebiet ist: Ich versuche zu verstehen.»

Oh. Und wie halten Sie sie fest?

Gleich nach der Dusche. Ich habe ein kleines Heft, um meine genialen Ideen aufzuschreiben. Die meistens, wenn man sie notiert, nicht mehr so genial sind.

Sie sollen einmal einem Ihrer Studenten empfohlen haben, in seinem Austauschjahr lieber wandern zu gehen statt Vorlesungen zu besuchen.

Das stimmt. Ich habe auch von den Leuten in meiner Forschungsgruppe verlangt, dass sie Ferien nehmen, dass sie spazieren gehen oder joggen.

Aus Nächstenliebe oder um ihre Fantasie anzuregen?

Beides. Es wird allgemein zu wenig getan, um die Kreativität zu fördern.

Mich dünkt, Sie sind ein eher atypischer Wissenschaftler.

Das sagen jetzt alle. Ich habe den Eindruck, ich sei ganz normal. Mein Spezialgebiet ist: Ich versuche zu verstehen. Aber da bin ich doch nicht der Einzige.

Sie sind extrem interdisziplinär. Sie arbeiten betont langsam. Und Sie hassen das Konkurrenzdenken. Das läuft doch der Ideologie zuwider, wie sie an den Universitäten seit zehn oder zwanzig Jahren vorherrscht.

Ja, das ist keine gute Entwicklung. In der Kryo-Elektronenmikroskopie hat sich zum Glück bis heute eine Forschergemeinschaft erhalten, die bemerkenswert offen ist und wo man sich gegenseitig hilft. Hoffentlich bleibt das so. In anderen Gebieten, etwa in der Röntgenkristallographie, sieht es ganz anders aus, da sind die Interessen der Pharma zu stark.

Wären Sie heute jung, hätten Sie vielleicht Mühe, sich an einer Universität durchzusetzen.

Sehr wahrscheinlich schon. Die Leute, die heute Erfolg haben, sind zäher und konkurrenzfähiger, als ich es war. Ich diskutiere viel mit meinem Sohn darüber, der ein Doktorat in Informatik hat. Ich habe ihm davon abgeraten, in die Grundlagenforschung zu gehen.

Waren die Universitäten denn früher anders?

Am Europäischen Laboratorium für Molekularbiologie in Heidelberg, wo ich den grössten Teil der Nobelpreis-Forschung machte, lautete die Strategie damals: Junge, gute Leute mit ambitionierten Projekten holen. Und sie dann machen lassen. Wir hatten alle

Freiheit der Welt. Das hat sehr gut funktioniert – ich glaube, das ist jetzt schon der dritte Nobelpreis, der daraus hervorgeht.

Und in Lausanne?

Ich hatte wunderbare Bedingungen. Zum Beispiel hat es mir die Universität ermöglicht, während der zwanzig Jahre, in denen ich dort war, stets zwei Leute anzustellen, die sich mit eher utopischen Langzeitprojekten beschäftigten. Für diesen Teil meiner Arbeit hätte ich niemals Geld vom Nationalfonds bekommen, von Privaten sowieso nicht.

In den letzten Jahren hat man fast nur von der EPFL gesprochen, also von der ETH in Lausanne.

Zu Unrecht.

Jetzt staunen plötzlich alle Deutschschweizer, dass es in Lausanne auch noch eine Universität gibt.

Unser Forschungsminister Johann Schneider-Ammann hat da kurz nach meinem Nobelpreis eine verblüffende Bemerkung gemacht. Er hat gesagt: Lausanne hat zwei berühmte Universitäten – die EPFL seit Langem und die Uni spätestens seit dieser Woche. Vielleicht ist die Sicht in Bern ein bisschen vernebelt? Die Universität Lausanne muss doch nicht mehr beweisen, dass sie eine Hochschule von Weltniveau ist.

Auf der Titelseite eines Essays von Ihnen ist eine Zeichnung mit zwei Pferden abgebildet. Das eine Pferd hat Scheuklappen, auf denen «DNA» steht. Es sagt zum anderen: «Weisst du, ich habe Biologie studiert.» Und das andere Pferd, ohne Scheuklappen, antwortet: «Ich auch, aber in Lausanne.»

Das hat mit dem Programm «Biologie und Gesellschaft» zu tun, das wir an der Universität Lausanne 1999 eingeführt haben.

War das Ihre Idee?

Nicht nur, aber ich war der Motor dahinter. Es gab damals in ganz Europa nichts Vergleichbares. Das Programm ist für alle obligatorisch, und zwar während des ganzen Biologiestudiums. Wir wollen damit gegen den Elfenbeinturm kämpfen – auf dass unsere Studenten nicht nur erfolgreiche Wissenschaftler werden, sondern auch gute Bürger.

Aber letztlich bedeutet diese kleine Zeichnung doch, dass alle Biologen, die nicht an der Uni Lausanne studieren, Scheuklappen haben.

Ach, wissen Sie, welcher Spezialist ist denn nicht engstirnig? Es ist vielleicht meine grösste und traurigste Entdeckung seit der Emeritierung, wie viele Leute eine ungemein beschränkte Weltsicht haben. Mein Sohn sagt immer: «Wenn du ein Hammer bist, sieht alles aus wie ein Nagel.» DM

MATHIAS PLÜSS ist Wissenschaftsjournalist
und regelmässiger Mitarbeiter von «Das Magazin»;
mathias.pluess@bluewin.ch

Wer besser sieht, hat mehr vom Leben.

«Wie viel Lebensqualität einem perfekter Sehkomfort schenkt, merkt man erst, wenn man die Welt durch die individuellsten Brillengläser aller Zeiten sieht.» Helena Koenig trägt selber eine Brille mit Gleitsichtgläsern von Kochoptik und sieht in allen Bereichen so scharf wie nie zuvor. Diese Lebensqualität möchte sie auch ihren Kunden ermöglichen.

Bei Kochoptik dreht sich alles um Ihre Sicht der Dinge. Aufgrund einer sorgfältigen Sehanalyse finden wir für Sie die Brille, die perfekt auf Ihre Sehanforderungen zugeschnitten ist. Von den individuellsten Brillengläsern aller Zeiten bis zum grössten Sichtfeld für optimales Sehen in allen Bereichen. Gerne beraten wir Sie persönlich. Vereinbaren Sie gleich einen Termin – gerne auch online.

KOCH® OPTIK
MEINE SEHLÖSUNG

www.kochoptik.ch
Gratisnummer 0800 33 33 10